

»Sie können Komplizen haben.«

Wieder so ein seltsamer Ausdruck. Er sah klein, dünn und ängstlich aus. Er nahm beide Hände, um sein Haar zusammenzufassen, und drehte den Kopf so, dass ich sein linkes Ohr sehen konnte. Es war nicht da. An seiner Stelle befand sich ein Klumpen hartes Narbengewebe, das wie ungekochte Pasta aussah.

»Sie haben's abgeschnitten und mit der Post geschickt«, erklärte er. »Beim ersten Mal.«

»Wann?«

»Ich war fünfzehn.«

»Ihr Dad hat nicht gezahlt?«

»Nicht schnell genug.«

Ich sagte nichts. Richard Beck saß einfach nur da, zeigte mir seine Narbe, war ängstlich und schnaufte wie eine Dampfmaschine.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?«, erkundigte ich mich.

»Bringen Sie mich nach Hause«, bat er eindringlich.

»Ich will jetzt nicht allein sein.«

Noch zwei Minuten bis zum Highway.

»Bitte«, sagte er. »Helfen Sie mir.«

»Scheiße«, sagte ich.

»Bitte. Wir können einander helfen. Sie müssen sich verstecken.«

»Diese Kiste können wir nicht behalten«, sagte ich. »Wir müssen damit rechnen, dass ihre Beschreibung im ganzen Staat über Funk verbreitet wird.«

Er starrte mich voller Hoffnung an. Bis zum Highway war es noch eine Minute.

»Wir müssen uns einen anderen Wagen beschaffen«, sagte ich.

»Wo?«

»Irgendwo. Autos stehen überall herum.«

Südwestlich des Highwaykreuzes befand sich ein großes Einkaufszentrum auf der grünen Wiese. Ich konnte es bereits sehen. Es bestand aus riesigen beigefarbenen Gebäuden – ohne Fenster, aber mit hellen Leuchtreklamen. Dazu gehörten riesige Parkplätze, die ungefähr zur Hälfte besetzt waren. Ich bog ab und drehte langsam eine Runde. Das Einkaufszentrum hatte die Größe einer Kleinstadt. Überall liefen Leute herum. Sie machten mich nervös. Ich bog erneut ab und fuhr an einer Reihe von Müllcontainern vorbei zur Rückseite eines großen Kaufhauses.

»Wohin wollen wir?«, fragte Richard.

»Personalparkplatz«, antwortete ich. »Kunden kommen und gehen den ganzen Tag. Unberechenbar. Aber das Personal ist bis Ladenschluss drinnen. Sicherer.«

Er starrte mich an, als kapierte er das nicht. Ich hielt auf eine Reihe von acht oder neun Wagen zu, die an einer kahlen Mauer eingeparkt standen. Neben einem zirka drei Jahre alten Nissan Maxima in glanzlosem Blau war eine Parklücke frei. Der Nissan würde genügen. Er schien mir ein ziemlich anonymes Fahrzeug zu sein. Der Parkplatz war abgelegen, still und einsam. Ich stieß rückwärts in die Parklücke, bis die Hecktüren fast die Mauer berührten.

»Müssen das kaputte Fenster verstecken«, erklärte ich.

Der Junge sagte nichts. Ich schob die beiden leeren Colts in meine Manteltaschen und stieg aus. Rüttelte an den Türen des Maximas.

»Suchen Sie mir einen Draht«, sagte ich. »Ein Stück starkes Elektrokabel oder einen Kleiderbügel.«

»Sie wollen diesen Wagen stehlen?«

Ich nickte.

»Ist das clever?«

»Wenn *Sie* versehentlich einen Cop erschossen hätten, würden Sie's jedenfalls clever finden.«

Der Junge sah mich einen Augenblick verständnislos an, dann raffte er sich auf und begann herumzusuchen. Ich entlud die Anacondas und warf die zwölf leeren Patronenhülsen in einen Müllbehälter. Der Junge kam mit einem fast einen Meter langen Stück Elektrokabel von einem kleinen Haufen Bauschutt zurück. Ich entfernte die Isolierung mit den Zähnen, bog den Draht vorn zu einem kleinen Haken zusammen und schob ihn durch den Fenstergummi der Fahrertür des Maximas.

»Sie stehen Schmiere«, sagte ich.

Er entfernte sich ein paar Schritte, um den Parkplatz besser überblicken zu können. Ich schob das Drahtende mit dem Haken tiefer und fummelte damit herum, bis die Tür entriegelt war und sich öffnen ließ. Dann warf ich den Draht wieder auf den Haufen, bückte mich unter die Lenksäule und zog die Plastikverkleidung ab. Sortierte die Drähte, bis ich die zwei gefunden hatte, die ich brauchte, und verdrillte sie. Der Anlasser surrte, und der Motor sprang an. Der Junge schien beeindruckt zu sein.

»Vergeudete Jugend«, sagte ich.

»Ist das clever?«, fragte er nochmal.

Ich nickte. »Das Cleverste, was wir tun können. Er wird nicht vor sechs, vielleicht erst um acht Uhr abends vermisst. Wann immer dieser Laden schließt. Bis dahin sind Sie längst zu Hause.«

Er blieb mit einer Hand an der Beifahrertür stehen, dann gab er sich einen Ruck und stieg ein. Ich schob den Fahrersitz zurück, verstellte den Innenspiegel und stieß rückwärts aus der Parklücke. Lenkte den Wagen gemächlich über das Areal des Einkaufszentrums. Ungefähr hundert Meter vor uns sah ich einen Streifenwagen. Ich fuhr in die erste Parklücke, die ich fand, und blieb mit laufendem Motor in dem Nissan sitzen, bis der Streifenwagen außer Sicht war. Zwei Minuten später rollten wir mit sechzig Meilen in der Stunde auf einem breiten Highway nach Norden. In dem Wagen roch es penetrant nach Parfüm, und auf der Mittelkonsole standen gleich zwei Boxen Kosmetiktücher. An den hinteren Seitenfenstern waren als Sonnenschutz Pandabären angebracht, die statt Pfoten Saugnäpfe aus durchsichtigem Plastikmaterial besaßen. Auf dem Rücksitz lag ein Baseballhandschuh aus der Little League, und im Kofferraum klapperte ein Aluminiumschläger herum.

»Mamas Taxi«, bemerkte ich.

Der Junge äußerte sich nicht dazu.

»Keine Sorge«, sagte ich. »Sie ist wahrscheinlich versichert. Bestimmt eine angesehene Bürgerin.«

»Fühlen Sie sich nicht schlecht?«, fragte er. »Wegen des Cops?«

Ich schaute zu ihm hinüber. Er war blass und saß so weit wie irgend möglich von mir abgerückt. Seine rechte Hand lag auf dem Fensterrahmen. Die langen Finger sahen aus wie die eines Musikers. Ich hatte das Gefühl, als bemühte er sich, mich zu mögen.

»Scheiße passiert eben«, erwiderte ich. »Unnötig, sich darüber groß aufzuregen.«

»Was ist das für eine Antwort, verdammt noch mal?«

»Die einzig richtige. Das war ein minimaler Kollateralschaden. Unwichtig, wenn er sich später nicht als belastend erweist. Fazit: Wir können nichts daran ändern, also blicken wir nach vorn.«

Er schwieg.

»Außerdem war Ihr Dad daran schuld«, sagte ich.

»Weil er reich ist und einen Sohn hat?«

»Weil er miserable Leibwächter angeheuert hat.«

Er sah weg. Sagte nichts.

»Sie *waren* Leibwächter, stimmt's?«

Er nickte.

»Also fühlen *Sie* sich nicht miserabel?«, fragte ich. »Ihretwegen?«

»Ein bisschen«, antwortete er. »Wahrscheinlich. Ich hab sie nicht gut gekannt.«

»Sie waren nichts wert«, sagte ich.

»Alles ist so schnell gegangen.«

»Die Kidnapper haben Ihnen dort aufgelauert«, erklärte ich. »Ein klappriger alter Pick-up wie ihrer, der einfach so in einer spießigen kleinen Collegestadt rumhängt? Welchem Leibwächter fällt so was nicht auf? Die haben wohl nie was von Gefahreneinschätzung gehört?«

»Soll das heißen, dass er Ihnen aufgefallen ist?«

Ich nickte. »Ja, das ist er.«

»Nicht schlecht für einen Lieferwagenfahrer.«

»Ich war in der Army. Militärpolizist. Ich weiß, was Leibwächter zu tun haben. Und ich kenne mich mit Kollateralschäden aus.«

Der Junge nickte unsicher.

»Haben Sie auch einen Namen?«, erkundigte er sich.

»Kommt darauf an«, entgegnete ich. »Ich muss erst wissen, wie Sie die Sache sehen. Ich könnte in allerhand Schwierigkeiten geraten. Zumindest ein Cop ist tot, und ich habe gerade ein Auto geklaut.«

Er schwieg. Ich ließ ihm Zeit zum Nachdenken. Wir waren schon fast aus Massachusetts heraus.

»Meine Familie schätzt Loyalität«, sagte er schließlich. »Sie haben ihrem Sohn einen Dienst erwiesen. Und Sie haben *ihr* einen Dienst erwiesen. Ihr zumindest Geld gespart. Sie wird Ihnen ihre Dankbarkeit beweisen und verpfeift Sie auf keinen Fall, da bin ich mir ganz sicher.«

»Müssen Sie sie verständigen?«

Er schüttelte den Kopf. »Sie erwartet mich. Solange ich aufkreuze, brauche ich sie nicht zu verständigen.«

»Die Cops werden sie anrufen. Sie glauben, ich hätte Sie entführt.«

»Sie kennen die Nummer nicht. Die kennt niemand.«

»Das College muss Ihre Adresse haben. Dann lässt sich die Telefonnummer rauskriegen.«

Er schüttelte wieder den Kopf. »Das College weiß unsere Adresse nicht. Die weiß niemand. Mit solchen Dingen sind wir sehr vorsichtig.«

Ich zuckte mit den Schultern und schwieg eine Weile.

»Und was ist mit Ihnen?«, fragte ich dann. »Werden Sie mich verpfeifen?«

Ich sah, wie er sein rechtes Ohr berührte. Das eine, das noch da war – eine völlig unbewusste Bewegung.

»Sie haben meinen Arsch gerettet«, antwortete er. »Ich werde Sie nicht verpfeifen.«

»Okay«, sagte ich. »Mein Name ist Reacher.«

Wir verbrachten ein paar Minuten damit, einen winzigen Zipfel Vermonts zu durchqueren, um dann durch New Hampshire nach Nordosten zu fahren. Richteten uns auf die lange Fahrt ein. Das Adrenalin baute sich langsam ab, und der Junge überwand seinen Schock. Erschöpfung und Müdigkeit überkamen uns. Ich öffnete das Fenster einen Spalt weit, um etwas frische Luft hereinzulassen. Das hielt mich wach. Richard Beck erzählte mir, er sei zwanzig und im vorletzten Studienjahr. Sein Hauptfach im College war irgendeine Art zeitgenössischer Kunstausdruck, der mich sehr an Malerei mit Fingerfarben erinnerte. Er war ein Einzelkind und hatte Schwierigkeiten, Beziehungen aufzubauen. Seine Familie – ein anscheinend sehr eng miteinander verwobener Clan – sah er äußerst ambivalent. Ein Teil von ihm wollte dort raus, während der andere nur im Familienverband überleben konnte. Seine frühere Entführung schien ein schweres Trauma hinterlassen zu haben. Ich fragte mich unwillkürlich, ob ihm außer der Sache mit dem Ohr noch etwas anderes widerfahren war. Vielleicht etwas viel Schlimmeres.

Ich erzählte ihm von der Army. Meine Qualifikationen als Leibwächter strich ich dabei heraus. Ich wollte ihm das Gefühl geben, zumindest vorläufig in guten Händen zu sein. Ich fuhr schnell und sicher. Der Maxima war voll getankt, sodass wir unterwegs nicht zu tanken brauchten. Ich hielt einmal an, um auf die Toilette zu gehen. Dann fuhren wir auf dem Highway weiter, passierten Concord in New Hampshire und nahmen Kurs auf Portland in Maine. Die Zeit verging. Je näher wir unserem Ziel kamen, desto entspannter, aber auch schweigsamer wurde er.

Wir überquerten die Staatsgrenze. Ungefähr zwanzig Meilen vor Portland betrachtete er aufmerksam die Umgebung und forderte mich dann auf, die nächste Ausfahrt zu nehmen. Wir bogen in eine schmale Straße ein, die genau nach Osten in Richtung Atlantik verlief. Sie führte unter der I-95 hindurch und mehr als fünfzehn Meilen weit über eine Landzunge bis ans Meer. Die Landschaft hätte im Sommer großartig ausgesehen, doch um diese Jahreszeit wirkte sie rau und abweisend. Hier gab es in der salzhaltigen Luft verkümmerte Bäume und nackte Felsen, von denen Wind und

Sturmfluten den letzten Humus gefegt hatten. Die Straße wand und schlängelte sich, und manchmal war der bleigraue Atlantik zu sehen. Die Straße verlief zwischen zahllosen Buchten, die hin und wieder kleine Strände mit grobkörnigem Sand aufwiesen. Dann führte sie nach einer engen Links-Rechts-Kurve auf eine Landspitze hinaus. Sie war wie eine Handfläche geformt und verengte sich abrupt zu einem direkt ins Meer hinausragenden einzelnen Finger. Er bildete eine schätzungsweise hundert Meter breite und achtzig Meter lange felsige Halbinsel. Ich konnte spüren, wie der Wind den Nissan durchrüttelte. Ich fuhr auf die Halbinsel hinaus. Eine Reihe krummer immergrüner Bäume versuchte, eine hohe Granitmauer zu tarnen, was aber nicht gelang, weil sie dafür weder groß noch breit genug waren. Die Krone der gut zweieinhalb Meter hohen Mauer war mit großen Rollen Bandstacheldraht gesichert. Außerdem hatte man in regelmäßigen Abständen Sicherheitsscheinwerfer angebracht. Sie verlief quer über den mehr als hundert Meter breiten Felsfinger. Die scharf abgewinkelten Mauerenden führten bis zum Meer hinunter, wo sie von massiven Steinfundamenten voller Seetang getragen wurden. Genau in der Mauermitte befand sich ein Eisentor. Es war geschlossen.

»Wir sind da«, sagte Richard Beck. »Hier wohne ich.«

Die Straße führte direkt auf das Tor zu. Dahinter verwandelte sie sich in eine schnurgerade lange Zufahrt, an deren Ende sich ein graues Steinhaus erhob, das teilweise über das Wasser hinausragte. Gleich neben dem Tor stand ein ebenerdiges Wachhäuschen – im selben Stil und aus demselben Stein wie das Haupthaus, aber viel kleiner und niedriger. Es wuchs aus der Mauer heraus. Ich fuhr langsamer und hielt vor dem Tor.

»Einfach hupen«, sagte Richard Beck.

Ich tat ihm den Gefallen und sah, wie die auf einem Torpfosten installierte Überwachungskamera herumschwenkte und sich in unsere Richtung neigte. Nach einer längeren Pause ging die Tür des Wachhäuschens auf. Ein Mann – ein Riese – in dunklem Anzug trat ins Freie. Er ging dicht ans Tor und starrte nach draußen, brauchte eine Weile, mich zu inspizieren, und nur einen Augenblick, den Jungen anzusehen. Dann öffnete er das Tor.

»Fahren Sie gleich zum Haus weiter«, befahl Richard. »Hier nicht halten. Ich mag diesen Kerl nicht.«

Ich passierte das Tor, fuhr langsam weiter und schaute mich um. Begibt man sich auf unbekanntes Terrain, sieht man sich als Erstes nach einem Notausgang um. Die Mauer führte auf beiden Seiten bis zur schäumenden Brandung hinab. Sie war zu hoch, um im Sprung überwunden werden zu können, und der Bandstacheldraht auf der Krone verhinderte ein Überklettern. Gleich dahinter verlief ein etwa dreißig Meter breiter gerodeter Streifen. Wie ein Niemandsland. Die Sicherheitsscheinwerfer leuchteten diesen Streifen aus. Der einzige Ausgang schien das Tor zu sein, das der Riese jetzt hinter uns schloss. Ich konnte ihn dabei im Rückspiegel beobachten.

Die Zufahrt zum Haus zog sich hin. Graues Meer auf drei Seiten. Das Haus war ein großes altes Steingebäude. Vielleicht der Ruhesitz eines Kapitäns aus der Zeit, als mit dem Walfang noch lukrative Geschäfte zu machen waren. Es wies Erker, Gesimse,